Agatha Christie

DER HUND DES TODES

Atlantik

A

Agatha Christie®

Agatha Christie

Der Hund des Todes

Erzählungen

Aus dem Englischen von Marfa Berger,
Maria Meinert, Edith Walter und Renate Weigl

Atlantik

Die Originalausgabe erschien 1933 unter dem Titel
The Hound of Death bei Odhams Press, London.

Atlantik ist ein Imprint des
Hoffmann und Campe Verlags, Hamburg.

1. Auflage 2023
The Hound of Death
Copyright © 1933 Agatha Christie Limited.
All rights reserved
AGATHA CHRISTIE and the Agatha Christie Signature
are registered trademarks of Agatha Christie Limited
in the UK and elsewhere. All rights reserved
Agatha Christie Roundels Copyright © 2013 Agatha Christie Limited.
Used with permission
www.agathachristie.com
Für die deutschsprachige Ausgabe
Copyright © 2022 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
www.hoffmann-und-campe.de
Copyright der deutschen Übersetzung
© S. Fischer Verlag GmbH 2022
Umschlaggestaltung: Vivian Bencs © Hoffmann und Campe
Gesetzt aus der Trump Mediäval
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-455-01503-4

HOFFMANN
UND CAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Inhalt

Der Hund des Todes 7
Das rote Signal 32
Der vierte Mann 60
Die Zigeunerin 84
Die Lampe 98
Am falschen Draht 110
Zeugin der Anklage 129
Das Geheimnis des blauen Kruges 201
Der seltsame Fall des Sir Arthur Carmichael 226
Rolltreppe ins Grab 255
Die letzte Sitzung 276
SOS 295

Der Hund des Todes

Es war William P. Ryan, ein amerikanischer Zeitungskorrespondent, durch den ich zuerst von der Geschichte erfuhr. Am Tag vor seiner Rückreise nach New York aß ich mit ihm in London zu Abend und erwähnte dabei gesprächsweise, dass ich am nächsten Morgen nach Folbridge fahren wolle.

Er blickte auf und fragte scharf: »Nach Folbridge in Cornwall?«

Nun weiß unter tausend vielleicht gerade einer, dass es überhaupt ein Folbridge in Cornwall gibt. Die allermeisten halten es für selbstverständlich, dass der Ort Folbridge in Hampshire gemeint ist. Daher erweckte Ryans Ortskunde meine Neugier.

»Ja«, erwiderte ich. »Kennen Sie es?«

Er bemerkte lediglich, da hole ihn doch dieser und jener. Dann fragte er, ob ich da unten zufällig ein Haus namens »Trearne« kenne.

Meine Neugier wuchs.

»Allerdings, sehr gut sogar. Genau da fahre ich nämlich hin. ›Trearne‹ gehört meiner Schwester.«

»Na so was«, sagte William P. Ryan. »Wenn das einen nicht glatt vom Stuhl haut!«

Ich ersuchte ihn, sich nicht länger in rätselhaften Andeutungen zu ergehen, sondern zu erklären, was er meine.

»Tja«, sagte er, »um das zu tun, muss ich bis zu einem Erlebnis von mir bei Ausbruch des Krieges zurückgehen.«

Ich seufzte. Die Ereignisse, von denen hier die Rede ist, fanden im Jahr 1921 statt. Kein Mensch wünschte damals, an den Krieg erinnert zu werden. Wir begannen ihn gottlob gerade zu vergessen … Außerdem pflegte William P. Ryan, wie ich wusste, unglaublich weitschweifig zu werden, sobald er auf seine Kriegserlebnisse zu sprechen kam.

Aber er war nicht mehr zu bremsen.

»Bei Ausbruch des Krieges war ich, wie Sie vermutlich wissen, für meine Zeitung in Belgien tätig und kam dort ziemlich viel herum. Nun, es gibt dort ein kleines Dorf – ich will es mal X nennen. Ein richtiges Kuhdorf, aber es gab ein ziemlich großes Kloster am Ort. Nonnen in Weiß – den Namen des Ordens kenne ich nicht. Er tut auch nichts zur Sache. Also, dieses Nest lag genau auf dem Weg des deutschen Vormarschs. Die Ulanen kamen …«

Ich rutschte unruhig auf meinem Stuhl hin und her. William P. Ryan hob beschwichtigend die Hand.

»Keine Angst, es ist keine Geschichte über deutsche Kriegsverbrecher. Es hätte vielleicht eine werden können, aber es ist keine. Eigentlich liegt der Fall hier genau umgekehrt. Die Deutschen marschierten zum Kloster … und als sie hinkamen, flog das ganze Ding in die Luft.«

»Oh!«, bemerkte ich etwas erschrocken.

»Sonderbare Geschichte, nicht? Auf Anhieb würde ich sagen, die Deutschen haben eben gefeiert und dabei ihren eigenen Sprengstoff hochgejagt. Aber anscheinend hatten sie gar keinen dabei. Es war kein Sprengkommando. Also frage ich Sie, was sollte ein Haufen Nonnen von Sprengstoff verstehen? Das wären mir schöne Nonnen, was?«

»Das ist allerdings sonderbar«, stimmte ich zu.

»Es war mir interessant, den Bericht der Bauern über das Ereignis zu hören. Für die lag der Fall sonnenklar. Nach ihrer Meinung war es schlicht ein erstklassiges, hundertprozentig funktionierendes modernes Wunder gewesen. Eine der Nonnen hatte nämlich anscheinend als eine angehende Heilige gegolten – Trancezustände, Visionen und so. Und die hatte nach Auffassung der Bauern die Explosion ausgelöst. Sie habe den Blitz herabgerufen, um die gottlosen Hunnen in die Luft zu sprengen – was er dann auch tat, und alles Übrige im weiteren Umkreis dazu. Ein recht gründliches Wunder, muss ich sagen!

Ich hatte keine Zeit, der Wahrheit auf den Grund zu gehen. Aber Wunder standen zu der Zeit hoch im Kurs – die Engel von Mons und so weiter. Ich brachte also die Geschichte zu Papier; ich drückte gründlich auf die Tränendrüse, ging mit dem religiösen Kram richtig in die Vollen und schickte das Ganze an meine Zeitung. Es kam in den Staaten sehr gut an. Die lasen zu der Zeit so was gern.

Aber – ich weiß nicht, ob Sie das verstehen – beim Schreiben wurde ich neugierig. Es interessierte mich, was wirklich passiert war. An der Stelle selbst war nichts zu sehen. Da standen bloß noch zwei Mauern, und auf der einen war ein schwarzer Rußfleck, der genau die Form von einem riesigen Wolfshund hatte. Die Bauern in der Gegend fürchteten sich zu Tode vor diesem Fleck. Sie nannten ihn den Hund des Todes und weigerten sich, nach Einbruch der Dunkelheit dort vorbeizugehen.

Abergläubische Ideen sind immer interessant. Es reizte mich, die Dame kennenzulernen, die das Ganze inszeniert haben sollte. Anscheinend war sie nicht ums Leben gekommen, sondern mit einem Häufchen von anderen Flüchtlingen nach England gegangen. Ich nahm mir die Mühe, ihre

Spur zu verfolgen, und fand heraus, dass man sie nach Folbridge in Cornwall geschickt und in Haus ›Trearne‹ einquartiert hatte.«

Ich nickte. »Meine Schwester hat bei Kriegsausbruch eine ganze Menge von belgischen Flüchtlingen in ihrem Haus aufgenommen. Ungefähr zwanzig.«

»Ich hatte mir immer vorgenommen, die Frau mal aufzusuchen und mir von ihr selbst erzählen zu lassen, wie das Unglück geschah. Aber vor lauter Arbeit und dem ganzen sonstigen Hin und Her hab ich schließlich nicht mehr dran gedacht. Cornwall liegt ja auch ein bisschen weitab. Inzwischen hatte ich die Geschichte sowieso total vergessen; erst als Sie eben von Folbridge sprachen, ist sie mir wieder eingefallen.«

»Ich muss meine Schwester fragen«, sagte ich. »Vielleicht hat sie etwas davon gehört. Die Belgier sind inzwischen natürlich längst wieder in ihre Heimat zurückgekehrt.«

»Freilich. Trotzdem, sollte Ihre Schwester tatsächlich etwas von der Sache wissen, würde ich mich freuen, wenn Sie mir Bescheid gäben.«

»Selbstverständlich«, beteuerte ich.

Damit war der Fall erledigt.

Es war am zweiten Tag nach meiner Ankunft in »Trearne«, als mir die Geschichte wieder einfiel. Meine Schwester und ich saßen gerade beim Tee auf der Terrasse.

»Kitty«, sagte ich, »hattest du nicht eine Nonne unter deinen Belgiern?«

»Du meinst doch nicht etwa Schwester Marie-Angélique?«

»Möglicherweise«, erwiderte ich vorsichtig. »Erzähl mir was von ihr.«

»Oh, mein Lieber, sie war eine höchst unheimliche Person. Sie lebt übrigens noch hier.«

»Was? Hier im Haus?«

»Nein, nein. Im Dorf. Dr. Rose – du erinnerst dich an Dr. Rose?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Ich erinnere mich an einen alten Herrn von ungefähr dreiundachtzig.«

»Ach, das war Dr. Laird. Der ist tot. Dr. Rose ist erst seit ein paar Jahren hier. Er ist noch ganz jung und sehr aufgeschlossen für neue Ideen. Er hat sich ganz ungeheuer für Schwester Marie-Angélique interessiert. Sie hat Halluzinationen und dergleichen, weißt du, und ist deshalb anscheinend vom medizinischen Standpunkt aus hochinteressant. Die Arme, sie wusste nicht wohin – meiner Meinung nach ist sie einfach nicht richtig im Kopf, aber irgendwie beeindruckend eben, wenn du verstehst, was ich meine … na, wie gesagt, sie wusste nicht wohin, und da hat Dr. Rose sie freundlicherweise im Dorf untergebracht. Ich glaube, er schreibt eine Monographie über sie, oder wie man das bei Ärzten nennt.«

Kitty machte eine Pause und fragte dann plötzlich: »Aber wieso weißt du denn von ihr?«

»Mir ist da eine recht merkwürdige Geschichte zu Ohren gekommen.«

Ich gab die Geschichte so weiter, wie ich sie von Ryan gehört hatte. Kitty hörte interessiert zu.

»Sie sieht aus wie jemand, der einen in die Luft sprengen könnte«, bekräftigte sie am Schluss.

»Mir scheint«, entgegnete ich mit wachsender Neugier, »ich muss diese Frau kennenlernen.«

»Tu's. Ich möchte gern wissen, was du von ihr hältst. Aber erst musst du Dr. Rose aufsuchen. Warum gehst du nicht gleich nach dem Tee hinunter ins Dorf?«

Ich stimmte ihrem Vorschlag zu.

Dr. Rose war zu Hause, und ich stellte mich vor. Er schien ein angenehmer junger Mann zu sein, doch es lag etwas in seinem Wesen, das mich abstieß, eine Forschheit, die mich nicht sehr sympathisch berührte.

Sobald ich Schwester Marie-Angéliques Namen erwähnte, richtete er sich gespannt auf. Offenbar war er brennend an ihr interessiert. Ich wiederholte ihm Ryans Erzählung.

»Aha!«, sagte er nachdenklich. »Das erklärt allerdings vieles!« Nach einem schnellen Blick auf mich fuhr er fort: »Der Fall ist wirklich hochinteressant. Als die Frau hierherkam, hatte sie offenbar kurz zuvor einen schweren seelischen Schock erlitten. Außerdem befand sie sich in einem hochgradigen geistigen Erregungszustand. Sie neigte zu Halluzinationen von äußerst erschreckender Natur. Ja, sie ist eine höchst ungewöhnliche Persönlichkeit. Vielleicht würden Sie gern mit mir kommen und sie kennenlernen. Sie ist wirklich einen Besuch wert.«

Ich erklärte mich nur zu gern einverstanden.

Wir machten uns zusammen auf den Weg. Unser Ziel war ein winziges Haus am Rande der Ortschaft. Folbridge ist ein höchst malerisches Dorf. Es liegt an der Mündung des Flusses Fol, mit dem Hauptteil am Ostufer, da das Westufer zu steil zum Bauen ist. Dennoch kleben dort ein paar Häuser am Hang, und das Haus des Doktors selbst erhob sich am äußersten westlichen Punkt der Steilklippe. Von dort blickte man direkt hinunter auf die hohen Wellen, die gegen schwarze Felsen brandeten.

Das Häuschen, zu dem uns der Weg nun führte, lag dagegen weiter im Land, außer Sichtweite des Meeres.

»Die Gemeindeschwester wohnt dort«, erklärte Dr. Rose. »Ich habe für Schwester Marie-Angélique bei ihr ein Zimmer

besorgt. Es kann nicht schaden, wenn sie eine ausgebildete Pflegerin in der Nähe hat.«

»Wirkt sie in ihrer Art ganz normal?«, fragte ich neugierig.

»Das werden Sie gleich selbst beurteilen können«, antwortete er lächelnd.

Die Gemeindeschwester, eine füllige, freundliche kleine Frau, schwang sich gerade auf ihr Fahrrad, als wir ankamen.

»Guten Abend, Schwester, was macht Ihre Patientin?«, rief der Arzt.

»Ungefähr das Gleiche wie immer, Doktor. Sitzt mit gefalteten Händen da und ist in Gedanken irgendwo weit weg. Oft antwortet sie nicht einmal, wenn ich sie anspreche, obwohl man natürlich bedenken muss, dass sie selbst heute noch sehr wenig Englisch versteht.«

Rose nickte, und während die Gemeindeschwester davonradelte, ging er auf die Haustür zu, klopfte energisch und trat ein.

Schwester Marie-Angélique ruhte auf einer Chaiselongue neben dem Fenster. Sie wandte uns das Gesicht zu, als wir das Zimmer betraten.

Sie hatte ein seltsames Gesicht – bleich, fast durchsichtig, mit riesigen Augen, in denen eine unendliche Tragik zu liegen schien.

»Guten Abend, Schwester«, sagte der Arzt auf Französisch.

»Guten Abend, *Monsieur le docteur.*«

»Gestatten Sie, dass ich Ihnen einen Freund vorstelle – Mr Anstruther.«

Ich verbeugte mich, und sie neigte leise lächelnd den Kopf.

»Und wie geht es Ihnen heute?«, erkundigte sich der Arzt, während er neben ihr Platz nahm.

»So ziemlich wie immer.« Sie verstummte kurz. »Alles erscheint mir so unwirklich. Sind es Tage, die vergehen, oder

Monate – oder Jahre? Ich merke es kaum. Nur meine Träume sind Wirklichkeit für mich.«

»Dann träumen Sie also immer noch so viel?«

»Immerzu – immerzu – und, verstehen Sie, die Träume erscheinen mir wirklicher als das Leben.«

»Sie träumen von Ihrem Heimatland – von Belgien?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Ich träume von einem Land, das es nie gegeben hat – niemals. Aber das wissen Sie doch, Monsieur, das habe ich Ihnen schon oft erzählt.« Sie hielt inne und fragte dann unvermittelt: »Doch vielleicht ist dieser Herr auch Arzt – vielleicht ein Arzt für Geisteskrankheiten?«

»Aber nein«, antwortete Rose beruhigend. Als er lächelte, fiel mir auf, wie ungewöhnlich spitz seine Eckzähne waren. Ich fand plötzlich, dass der Mann etwas Wolfsähnliches an sich hatte.

»Ich dachte bloß, es würde Sie vielleicht interessieren, Mr Anstruther kennenzulernen«, fuhr Rose fort. »Er kann Ihnen von Belgien erzählen. Er hat unlängst Nachricht von Ihrem Kloster bekommen.«

Ihre Augen hefteten sich auf mich. Eine schwache Röte stieg in ihre Wangen.

»Es ist eigentlich nichts Besonderes«, sagte ich hastig. »Ich aß bloß neulich mit einem Freund zu Abend, und dieser hat mir bei der Gelegenheit von der Ruine des Klosters erzählt.«

»Es liegt also in Trümmern!«

Ein leiser Ausruf, der eigentlich mehr ihr selber galt als uns. Dann fragte sie zögernd: »Sagen Sie, Monsieur, hat Ihr Freund Ihnen erzählt, wie – auf welche Weise das Kloster zerstört wurde?«

»Es flog in die Luft«, erwiderte ich und setzte hinzu: »Die Bauern fürchten sich, nachts dort vorbeizugehen.«

»Warum fürchten sie sich?«

»Wegen eines schwarzen Flecks an einer Wand der Ruine. Sie haben eine abergläubische Angst davor.«

Sie beugte sich vor. »Sagen Sie mir, Monsieur – rasch, rasch –, sagen Sie mir: Wie sieht der Fleck aus?«

»Er hat die Form eines riesigen Wolfshunds«, antwortete ich. »Die Bauern nennen ihn den Hund des Todes.«

»Ah!« Ein schriller Schrei entrang sich ihrem Mund.

»Dann ist es also wahr – es ist wahr. All das, an was ich mich erinnere, ist wahr. Es ist kein Albtraum. Es ist geschehen! Es ist wirklich geschehen!«

»Was ist geschehen, Schwester?«, fragte der Arzt sanft. Sie wandte sich voll Eifer ihm zu.

»Ich erinnerte mich. Dort auf den Stufen erinnerte ich mich. Ich wusste wieder, auf welche Weise es zu geschehen hatte. Ich gebrauchte die Kraft, wie wir sie damals gebrauchten. Ich stand auf den Stufen des Altars und gebot ihnen, keinen Schritt weiter zu tun. Ich bat sie, in Frieden fortzugehen. Sie wollten nicht hören, sie kamen näher, obwohl ich sie warnte. Und da …« Sie beugte sich vor und machte eine merkwürdige Handbewegung. »Und da ließ ich den Hund des Todes auf sie los …«

Am ganzen Leib zitternd sank sie auf ihre Chaiselongue zurück und schloss die Augen.

Der Arzt sprang auf, holte ein Glas aus dem Schrank, füllte es halb mit Wasser, fügte ein paar Tropfen aus einem Fläschchen hinzu, das er seiner Rocktasche entnahm, und brachte ihr das Glas.

»Trinken Sie«, befahl er.

Sie gehorchte – völlig mechanisch, wie es den Anschein hatte. Ihre Augen starrten in die Ferne, als erblickten sie eine nur ihr sichtbare Vision.

»Dann ist alles wahr«, murmelte sie. »Alles. Die Stadt der Kreise, das Volk des Kristalls – alles. Es ist alles wahr.«

»Es scheint so«, sagte Rose.

Seine Stimme klang leise und beruhigend, offenbar mit dem Zweck, Schwester Marie-Angélique zu ermutigen und ihren Gedankenflug nicht zu stören.

»Erzählen Sie mir von der Stadt«, sagte er. »Die Stadt der Kreise, so nannten Sie sie wohl?«

Sie antwortete mechanisch.

»Ja – es gab drei Kreise. Der erste Kreis war für die Erwählten, der zweite für die Priesterinnen und der äußere Kreis für die Priester.«

»Und im Mittelpunkt?«

Sie sog scharf den Atem ein, und in ihre Stimme trat ein Ton ehrfürchtiger Anbetung.

»Das Haus des Kristalls …«

Während sie die Wort flüsterte, hob sie die rechte Hand zur Stirn und beschrieb mit dem Finger dort ein Zeichen.

Ihr Körper schien zu erstarren, ihre Augen schlossen sich. Sie schwankte ein wenig – und dann fuhr sie plötzlich in die Höhe, als schrecke sie aus tiefem Schlaf auf.

»Was ist?«, stammelte sie verwirrt. »Was habe ich gesagt?«

»Es ist nichts«, antwortete Rose. »Sie sind müde. Sie brauchen Ruhe. Wir werden jetzt gehen.«

Sie schien mir ein wenig benommen, als wir uns verabschiedeten.

»Nun«, sagte Rose, sobald wir draußen waren, »was halten Sie davon?«

Er warf mir von der Seite her einen scharfen Blick zu.

»Ich nehme an, ihr Geist ist total verwirrt«, erwiderte ich langsam.

»Das war Ihr Eindruck?«

»Nein – eigentlich wirkte sie … nun ja, merkwürdig überzeugend. Als ich ihr zuhörte, hatte ich das Gefühl, dass sie tatsächlich getan hatte, was sie behauptete, nämlich eine Art gigantisches Wunder bewirkt. Sie selbst scheint jedenfalls fest daran zu glauben. Das ist der Grund, warum …«

»Das ist der Grund, warum Sie meinen, sie müsse den Verstand verloren haben. Ganz recht. Aber betrachten wir die Sache einmal von einer anderen Warte aus. Angenommen, sie hat tatsächlich dieses Wunder bewirkt – angenommen, sie – sie hat tatsächlich ganz allein ein Gebäude und mehrere Hundert Menschen vernichtet.«

»Durch bloße Willenskraft?«, wandte ich lächelnd ein. »Ich würde es nicht ganz so ausdrücken. Sie werden zugeben, dass eine einzige Person eine große Menschenmenge vernichten kann, indem sie beispielsweise auf einen Knopf drückt, der ein Minenfeld zur Explosion bringt.«

»Ja, aber das ist ein technischer Vorgang.«

»Stimmt, das ist ein technischer Vorgang, aber dem liegt die Dienstbarmachung und Beherrschung natürlicher Kräfte zugrunde. Ein Gewitter und ein Kraftwerk sind im Grund ein und dasselbe.«

»Ja, aber um das Gewitter zu beherrschen, brauchen wir technische Mittel.«

Rose lächelte. »Ich möchte kurz vom Thema abschweifen. Es gibt eine Substanz namens Wintergrün. In der Natur kommt sie in pflanzlicher Form vor. Sie kann aber auch vom Menschen auf synthetischem und chemischem Weg im Laboratorium hergestellt werden.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich möchte damit sagen, dass es oft zwei Möglichkeiten gibt, zum gleichen Ergebnis zu gelangen. Zugegeben, unsere ist synthetisch. Vielleicht gibt es aber noch eine andere. Die

außergewöhnlichen Resultate zum Beispiel, die von indischen Fakiren erzielt werden, lassen sich nicht einfach wegdiskutieren. Dinge, die wir übernatürlich zu nennen pflegen, sind keineswegs unbedingt übernatürlich. Einem Wilden würde eine elektrische Taschenlampe als etwas Übernatürliches erscheinen. Das Übernatürliche ist bloß das Natürliche, dessen Gesetze man nicht versteht.«

»Sie meinen also …«, sagte ich fasziniert.

»Dass ich die Möglichkeit, ein Mensch könnte unter Umständen in der Lage sein, irgendeine ungeheure zerstörerische Kraft anzuzapfen und sie seinen eigenen Zwecken dienstbar zu machen, nicht völlig ausschließen kann. Die Mittel, durch die das bewerkstelligt wird, mögen uns übernatürlich erscheinen – aber sie sind es in Wirklichkeit nicht.«

Ich starrte ihn an.

Er lachte. »Das ist eine theoretische Überlegung, sonst nichts«, meinte er leichthin. »Sagen Sie, ist Ihnen eine Bewegung aufgefallen, die Schwester Marie-Angélique machte, als sie von dem Haus des Kristalls sprach?«

»Sie legte die Hand auf die Stirn.«

»Genau. Und beschrieb dort einen Kreis. Sehr ähnlich wie die Katholiken, wenn sie das Kreuzzeichen machen. Nun werde ich Ihnen etwas sehr Interessantes erzählen, Mr Anstruther. Da das Wort Kristall so oft in den Reden meiner Patientin vorkam, versuchte ich ein Experiment. Ich lieh mir von jemandem eine Kristallkugel und zeigte sie eines Tages unvorbereitet meiner Patientin, um deren Reaktion zu testen.«

»Und?«

»Nun, das Resultat war sehr merkwürdig und aufschlussreich. Ihr ganzer Körper wurde steif, und sie starrte auf den Kristall, als vermöge sie ihren Augen nicht zu trauen. Dann

sank sie davor auf die Knie, murmelte ein paar Worte und verlor das Bewusstsein.«

»Wie lauteten die Worte?«

»Sehr eigenartig. Sie sagte: ›Der Kristall! Dann ist der Glaube also noch lebendig!‹«

»Erstaunlich!«

»Aufschlussreich, nicht wahr? Und nun die nächste Merkwürdigkeit. Als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, hatte sie alles vergessen. Ich zeigte ihr den Kristall und fragte sie, ob sie wisse, was das sei. Sie antwortete, sie nehme an, es sei eine Kristallkugel, wie Wahrsager sie benutzten. Ich fragte sie, ob sie schon einmal eine solche gesehen habe. Sie antwortete: ›Noch nie, *Monsieur le docteur.*‹ Dann bemerkte ich einen verwunderten Ausdruck in ihren Augen. ›Was beunruhigt Sie, Schwester?‹, fragte ich. Sie antwortete: ›Es ist seltsam. Ich habe noch nie einen solchen Kristall gesehen, und doch scheint es mir, als sei er mir wohlbekannt. Da ist irgendetwas … Wenn ich mich bloß erinnern könnte!‹ Die Gedächtnisanstrengung war offensichtlich so belastend für sie, dass ich ihr verbot, weiter darüber nachzudenken. Das Ganze ist nun zwei Wochen her. Ich habe absichtlich eine Zeit lang gewartet. Morgen will ich ein weiteres Experiment vornehmen.«

»Mit dem Kristall?«

»Mit dem Kristall. Ich werde sie dazu bringen, hineinzuschauen. Ich denke, das Resultat dürfte recht interessant sein.«

»Was erhoffen Sie sich davon?«, fragte ich neugierig.

Die Frage war ohne Hintersinn, aber sie hatte eine unerwartete Wirkung. Rose erstarrte, das Blut stieg ihm ins Gesicht, und als er mir antwortete, hatte sich sein Tonfall fast unmerklich verändert. Er sprach förmlicher und sachlicher als zuvor.

»Aufschlüsse über gewisse, bisher nur unvollkommen erforschte geistige Störungen. Schwester Marie-Angélique ist ein hochinteressanter Fall.«

War Roses Interesse also doch nur rein professionell, fragte ich mich.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich auch mitkäme?«

Vielleicht bildete ich es mir bloß ein, aber mir schien, als zögere er, bevor er antwortete. Ich hatte das plötzliche Empfinden, dass er mich nicht dabeihaben wollte.

»Gewiss. Ich sehe nichts, was dagegen spräche.« Nach kurzer Pause fügte er hinzu: »Sie werden wohl nicht mehr sehr lange in Trearne bleiben, nehme ich an?«

»Nur noch bis übermorgen.«

Ich hatte den Eindruck, dass meine Antwort ihn befriedigte. Seine Miene erhellte sich, und er begann, mir von einigen seiner jüngsten Experimente mit Meerschweinchen zu erzählen.

Ich traf den Doktor am folgenden Nachmittag zur verabredeten Stunde, und wir gingen zusammen zu Schwester Marie-Angélique.

Heute war der Arzt von äußerster Liebenswürdigkeit. Ich nahm an, er war bemüht, den Eindruck, den er am Vortag auf mich gemacht hatte, zu verwischen.

»Sie müssen das, was ich gesagt habe, nicht zu ernst nehmen«, bemerkte er lachend. »Ich möchte nicht, dass Sie mich für einen Dilettanten der okkulten Wissenschaften halten. Das Schlimme bei mir ist, ich habe eine fatale Schwäche für das Aufstellen von Theorien.«

»Wirklich?«

»Ja, und zwar je phantastischer, desto lieber.«